Der Übersetzer

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V.

Nr. 7—8 Stuttgart, den 15. Juli 1966 3. Jahrgang

Josef Eberle:

Über die Kunst, lateinisch zu schimpfen

Historiae sub aqua, sub aqua maledicere pergunt.
Nach Ovid

Es ließe sich folgende Komödienszene ausdenken: Ein linguistisch, soziologisch und psychologisch gleichermaßen interessierter Gelehrter wird im Verlauf eines Disputs von seinem Gesprächspartner mit einem Schimpfwort belegt. Anstatt nun auf den groben Klotz einen groben Keil zu setzen, lüftet der Beschimpfte mit verbindlichem Dankeschön den Hut (Schwabe dürfte also der Professor nicht sein), zieht sich in seine Studierstube zurück, meditiert unter Beiziehung einschlägiger Fachliteratur über das ihm Widerfahrene und destilliert schließlich aus seinen Studien diese Quintessenz: „Fassen wir zusammen: unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte läßt sich das Schimpfwort folgendermaßen definieren: Das Schimpfwort ist die nominale prädikativische Feindanrede oder Feindbezeichnung normbezogen-negativen Inhalts, die in beleidigender Absicht geschieht und in der sich zugleich die Erregung des Schimpfenden löst. In dieser Definition ist die Möglichkeit der indirekten Beschimpfung gleich mit eingeschlossen, daß der Schimpfende nämlich nicht seinen Feind beschimpft, sondern bei einem Dritten über ihn schimpft ..."

Diese Definition steht in einer kürzlich im Universitätsverlag Carl Winter in Heidelberg erschienenen Untersuchung von Ilona Opelt über „Die lateinischen Schimpfwörter und verwandte sprachliche Erscheinungen" (284 Seiten, Lwd., 46 DM). So abstrakt, wie man danach befürchten müßte, geht es nun freilich in dem verdienstvollen Werk nicht zu — dem widerspricht schon sein handfester Gegenstand —, wenn es sich auch die Verfasserin versagt hat, den wissenschaftlichen Ernst und die gelehrte Würde ihrer Arbeit durch Anflüge eigenen Humors zu gefährden. Trotzdem ist dieses hochwissenschaftliche Werk ein vergnügliches Buch, von all dem, was daraus zu lernen ist, ganz zu schweigen.

Ein Menschenrecht

Schimpfen ist ein Menschenrecht. Die Römer, noch unter der urbansten Haut rustikal bis auf die Knochen, wie sie es bis in ihre Dekadenz hinein geblieben sind, haben von diesem Recht ohne Scheu und Scham Gebrauch gemacht. Schade, daß sich kein Römer an eine *Ars maledicendi* als an ein Gegenstück zu Ovids Ars amandi gemacht hat! So bleibt unsereinem, dem dieses Naturrecht so heilig ist wie einem alten Römer, nichts anderes, als zum Wörterbuch und zu ein paar wissenschaftlichen Spezialarbeiten zu greifen, wenn er wissen will, wie einst die Herren der Welt auf dem Forum, im Senat, vor dem Richter, im Lager (und auf ihm — *habet sua castra Cupido!*) im Hinterhof, in der Gesindestube, in den Tabernen und Popinen und in ihren Büchern einander beschimpft haben. Dank solchen, mit belesenem Fleiß erarbeiteten Sammlungen, besonders der vorliegenden Typologie, gehört nur wenig Phantasie dazu, sich diese leicht erregbaren, wortfreudigen und anschaulich formulierenden Südländer vorzustellen, wie sie einander bald mit Spritzern, bald mit Kübeln aus der *Cloaca Maxima* ihres Schimpfwörterlexikons die blütenweiße Toga besudeln. Es ist herzerfrischend, sie nach so vielen Jahrhunderten noch ganz ungehemmt das, und mehr als das, aussprechen zu hören, was wir, Heuchler und Schwächlinge allzumal, bestenfalls grade noch zu denken wagen — und dies mit schlechtem Gewissen. Kein Zweifel, die Kunst, sich gegeneinander in ungewählter Sprache auszudrücken, ist im Niedergang: die Pfeile der Alten waren spitz, die unseren sind vergiftet ...

Ilona Opelt hat ihrem Buch ein Schimpfwörterverzeichnis angehängt, das nicht weniger als etwa 1400 Nummern umfaßt. Zählt man die disqualifizierenden, verstärkenden und nuancierenden Beiwörter dazu, so kommt man leicht auf 2000 Ausdrücke, die heute Formalbeleidigungen wären oder doch den Grenzen der Strafbarkeit bedenklich nahekämen. Es darf jedoch ohne weiteres angenommen werden, daß ein vollständiger Thesaurus lateinischer Invektiven und Injurien diese Zahl mit X multipliziert aufweisen würde. Denn von dem uns überlieferten Bruchteil vom Gesamten der römischen Literatur kommt nur ein noch kleinerer Bruchteil als Quelle für unser Spezialgebiet in Betracht. Die Schriftwerke des hohen Stils geben für eine Untersuchung solcher Art nicht viel her, die Hauptquelle aber, das sogenannte Vulgärlatein, also die Umgangssprache des Mannes auf der Straße, rieselt für uns nur noch dürftig, hat doch dieses Volkslatein in der Literatur selten, und wenn, dann bereits stilisierten Niederschlag gefunden: in der Komödie, in der Satire, im bissigen Epigramm, gelegentlich in der Elegie und in den romanartigen Gebilden des Petronius und des Apuleius, vor allem aber, und hier allerdings erfreulicherweise so unstilisiert wie unorthographisch — in Wandinschriften und Kritzeleien.

Dennoch kann man von einer Stoffülle sprechen. Sie zu gliedern und die einzelnen Schimpfwörter aus dem Milieu und der Situation heraus, in denen sie gebraucht wurden, in ihrer Wirksamkeit und Nuancierung verständlich, ja schmeckbar zu machen, dies dürfte der Verfasserin wohl am meisten Kopfzerbrechen bereitet haben. Wollte sie eine den Leser langweilende lexikalische Aufzählung vermeiden und zu einer Typologie kommen, so blieb nicht viel anderes, als eine Einteilung nach den menschlichen und sozialen Beziehungen, in denen Beschimpfer und Beschimpfter zueinander stehen, vorzunehmen. Und so hat es die Verfasserin auch gemacht. Ihre Anordnung geht von diesen Verhältnissen aus; sie beginnt mit dem Schimpfen im Bereich der Liebe, die Ehe mit eingeschlossen, von der Werbung bis zum Krach. Es folgen die Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn, zwischen Herrn und Sklaven, den Sklaven untereinander, das Schimpfen auf Stände und Berufe, das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, die politische Polemik, der soldatische Schimpfjargon, das Schimpfen vor Gericht und schließlich das Hadern mit den Göttern und die literarische Fehde.

Nicht unbedingt eine Dame ...

Daß es bei dieser systematisierenden Gliederung nicht ohne Überschneidungen und Wiederholungen abgeht, ist unvermeidlich. Zwar sagt die Verfasserin einmal, respektvolle und respektlose Sprache seien ständisch und gesellschaftlich gebunden, Höflichkeit und Grobheit nicht nur Sprach-, sondern Lebensstil; aber

das ist *cum grano salis* zu nehmen. In der Literatur mag das gelten, das reale Leben pflegt nicht nach dem Buch zu sprechen. Da ist nicht jeder Herr auch ein feiner Herr, nicht jeder Sklave ein Krakeeler, nicht jeder Ritter ein Kavalier, und eine *domina* nicht unbedingt eine Dame.

So gibt es denn unzählige Schimpfwörter, die in allen Schichten und Kreisen gang und gäbe sind, auch kommen gewisse Verwünschungen jedem zornig Erregten, unabhängig von seinem Bildungsgrad und gesellschaftlichem Rang, ganz von selbst auf die Zunge. Besonders das Tierreich bietet unbegrenzte Möglichkeiten zu beschimpfenden Vergleichen, vom spöttisch neckenden bis zur massiven Beleidigung. Man müßte den großen Brehm abschreiben, wollte man alle lateinischen Schimpfwörter aus dem Bereich der Zoologie aufzählen. Viele davon sind auch uns geläufig, wenn auch mitunter mit anderer Akzentuierung. Das Schimpfwort „Schwein" zum Beispiel, das dem Römer die Qual der Wahl zwischen *sus, porcus, maialis* und *verres* ließ (Cicero spielt in seinen Reden gegen Verres mit Gusto diesen Doppelsinn aus) — das Wort „Schwein" zielt bei den Römern weniger auf das Schmutzige, als auf die Gefräßigkeit dieses schmackhaften Haustiers. Ein zweibeiniger Esel (*asinus, asellus*) war bei ihnen nicht nur ein Dummkopf, sondern auch ein roher oder bissiger Kerl; Ovid gebraucht *asellus* sogar in obszönem Sinn. Im Gegensatz dazu galt der Esel im Alten Testament als ein edles Tier, mit dem verglichen zu werden ein Lob und keine Beleidigung war. Hund, Rindvieh, Affe, Wanze, Schlange, Papagei und viele andere Wörter klangen, auf Menschen gemünzt, damals auch nicht freundlicher als heute. Dem Wort *feles* (Katze, aber auch Iltis und Marder) fehlt im Lateinischen der Begriff „falsch", sein Hauptton liegt, sofern es auf Menschen bezogen wird, auf „räuberisch"; einen Jungfernjäger nannte man *feles virginaria. Pica* (Elster) meint eine Plaudertasche, nicht eine diebische Person. Kuh, Kalb, Ziege, Gans sind bei den Römern keine Schimpfwörter. Dagegen könnte man beklagen, daß eine so treffende Anrede wie *maena deglupta* (abgehäutete Sardine) bei uns nicht üblich ist.

Ein anderes Wort, mit dem wir Gottes großen Tiergarten bereits verlassen haben, feiert heutzutage fröhliche Urständ: *fungus* (Pilz) war bei den Römern ein herabsetzendes Wort für einen danach aussehenden Kopf und weitergehend für Dummkopf; das Wort ist in unseren „Pilzköpfen" wieder erstanden. Auch *caepa cirrata* (du betrottelte Zwiebel) wäre eine schöne Bereicherung unseres Sprachschatzes. Als zierliche Arabesken seien noch vermerkt *furuncule* (du Furunkel), *cadaver* und *caro putrida* (du Aas).

In den Liebes- und Ehebeziehungen beginnt das Schimpfen harmlos mit *durus*, was, wenn es ein Mädchen zu ihrem Freund sagt, „Treuloser" heißt, und mit *dura* (Spröde), wenn er es ihr gegenüber gebraucht. Im Crescendo der Auseinandersetzung folgen dann *improbus* (böse), *impudens* (unverschämt), *ferreus* (hartherzig), *ineptus* (blöde), *saevus* (tobsüchtig), *mobilis* (flatterhaft) und schlechtweg *falsus* (falsch). Bei lautstarkem Krach vernimmt man Hauptwörter wie *mala bestia* (gemeines Vieh), *sterteia* (Schnarchliese), *Cassandra caligaria* (gestiefelte Kassandra), *simplex rustica* (Trampel), *vipera* (Schlange), *fax et furia* (Brandfackel und Furie), *adultera* (Ehebrecherin), *oblatratrix* (Xanthippe), *fulcipedia* (eigentlich eine, die den Fuß durch hohe Absätze höher macht, also eine hochfahrende Person, auch eine Widerbelferin). Die so Beschimpfte konnte sich revanchieren mit *nebulo* (Windbeutel), *nequissimus* (Nichtsnutz), *ancillarius* (Schürzenjäger), *cuculus* (Kuckuck), *vetulus vervex* (alter Bock), *fureifex* (Galgenstrick), *lutum* (Drecksker1) und noch saftigeren Ausdrücken, die, weil sie aus der Sphäre des Obszönen stammen, hier unterschlagen werden müssen.

Vom Regenwurm zum Bock

Man kann sich danach vorstellen, wie es in den Gesindekammern, also bei den Sklaven, zugegangen ist. Auch hier spielen Tiernamen ihre Rolle, angefangen von *lumbricus* (Regenwurm) bis zum *hircus* (stinkender Bock). Bezeichnenderweise werfen die Sklaven einander ihr Sklaventum an den Kopf, indem sie ihre Schimpfwörter dem eigenen Milieu entnehmen: *verbero* (von *verberare* = auspeitschen, also einer, der Schläge verdient), ebenso *mastigia* (Peitsche, also Taugenichts, Schurke), *carcer* (Gefängnis, also Dofesbruder), *suduculum flagri* (Schweißtuch der Peitsche), *pistrinorum civitas* (Bürger der Tretmühle), *compedium tritor* (Abnützer der Fußschellen), *crucis offla* (Galgenfutter), *corvorum cibaria* (Rabenfraß). An Phantasie hat es diesen Burschen wahrlich nicht gefehlt. Das zeigen auch die mehr allgemeinen Charakterisierungen wie *vasus fictilis* (Ausschußware), *silicernium* (Leichenschmaus), *hara suis* (Schweinestall), *matella* (Nachttopf), *bellum pomum* (sauberes Früchtchen) oder, auf Sklavinnen gemünzt, *culcitula* (eigentlich Kopfkissen, gemeint ist Maträtzchen — des Herrn natürlich).

Kupplern, Geldverleihern, Parasiten, Köchen, Eingeweidebeschauern, Dirnen gegenüber warf man mit gestanzten Beschimpfungen um sich: mit *sector zonarius* (von *zona* = Gürtel, also Beutelschneider), *stercus* (Misthaufen) und ähnlichem. Ein Sklave heißt in der Komödie „Die Geliebte seines Herrn" *nostri fundi calamitas* (du leibhaftiger Ruin unseres Vermögens). Soldaten führen ihre eigene Sprache; sie klingt auch nicht feiner. Selbst ihren siegreichen Feldherrn verschonen sie nicht, wie man aus den Versen weiß, die Caesars Legionäre bei seinem gallischen Triumph hinter dem Triumphwagen drein gesungen haben.

„Die politische Polemik", sagt Ilona Opelt, „greift in stilistischer Hinsicht nach den Sternen und nach der Gosse." Häufiger, wie man sagen muß, nach dieser. In beiden Tonarten ist Cicero unübertroffener Virtuose — für uns wenigstens, denn von ihm hat sich literarisch am meisten erhalten. (Sein poetisches Gegenstück ist Catull, von dem vieles von dem bereits Zitierten stammt.) Der große Redner bringt es fertig, in einem einzigen Satz über die Anhänger Catilinas einen ganzen Katalog pathetischer Beschimpfungen unterzubringen; man muß ihn wörtlich zitieren: „... *quis veneficus* (Giftmischer), *quis gladiator* (Bandit), *quis latro* (Straßenräuber), *quis sicarius* (Meuchelmörder), *quis parricida* (Vatermörder), *quis testamentorum subiector* (Erbschleicher), *quis circumscriptor* (Betrüger), *quis ganeo* (Prasser), *quis nepos* (Liedrian), *quis adulter* (Ehebrecher), *quis corruptor iuventutis* (Jugendverderber), *quis corruptus* (korruptes Element), *quis perditus* (Abschaum) ..." Das sind nicht eigene Erfindungen Ciceros, alle diese Beschimpfungen sind Schablonen, die man dem Parteigegner unbesehen aufpinselte, und da sie aus revolutionären Zeiten stammen, scheinen sie immer gepaßt zu haben. Selbst im Senat, der einst Ausländern als eine Versammlung von Königen erschien, fielen dergleichen Liebenswürdigkeiten; und kein römischer Gerstenmaier nahm daran Anstoß. So etwas wie Ordnungsrufe scheint das römische parlamentarische Leben nicht gekannt zu haben.

Ahnt man hinter den negativen Begriffen, mit denen man den politischen Gegner belegte, noch so etwas wie das positive Ideal, an dem man diesen maß, so wird es nach unserer Auffassung ganz schlimm, wo die Beleidigungen die Intimsphäre berühren. Auch da kannte man keine Hemmung, und auch da sind die Schimpfwörter je nach dem politischen Lager, in dem man gerade stand, ohne weiteres auf einen andern übertragbar. Es ist aus Gründen des guten Tons unmöglich, hier auch nur in Andeutungen zu sprechen — *stercus curiae* (Misthaufen der Kurie), einem der most honorable Mitglieder des Hohen Hauses an den Kopf geworfen, ist noch das Mildeste. Cicero, das Muster eleganter römischer Eloquenz, nennt den M. Antonius, einen der zwei mächtigsten Männer der Welt, in einer seiner Reden *libidinosus, petulans, iracundus, contumeliosus, superbus, semper poscens, semper rapiens, semper ebrius,* also: ausschweifend, frech, jähzornig, schmähsüchtig, hochfahrend, ständig fordernd, ständig räuberisch, ständig besoffen. Daß ihn der Triumvir schließlich auf die Proscriptionsliste setzen ließ, wird danach mindestens begreiflich. Nichts wird geschont, nicht Herkunft, nicht Stand, nicht Alter, nicht Aussehen, nicht Armut, nicht Vermögen, nicht körperliche Gebrechen, nicht einmal die Mutter des Betroffenen. Und in der Liste der so Schimpfenden und so Beschimpften fehlen wenige uns bekannte Namen dieser alle Begriffe von Anstand und Würde zersetzenden Revolutionszeit.

„Du Philosoph!“

Nicht besser steht es mit der forensischen Kunst des Schimpfens. Hier kommt noch hinzu, daß vor Gericht Kläger wie Angeklagter, Beschuldiger wie Beschuldigter Immunität genossen, also straflos verleumden und beleidigen durften. Die Zeugen des Prozeßgegners waren selbstverständlich verlogen, bestochen, ehrlos, frech, waren unglaubwürdige Habenichtse, Schwätzer, niedriger Herkunft. Selbst den Richtern blieb es gelegentlich nicht erspart, von den Parteien als gekauft und bestochen bezeichnet zu werden. Eine für unsere Ohren erstaunlich klingende Beschimpfung eines Zeugen dürfte *philosophe* (du Philosoph, gemeint ist: du Sophist) sein; die ganze Verachtung des Römers für nutzlose Gedankenakrobatik drückt sich darin aus. Wiederum bietet Cicero, diesmal als Anwalt, ein in jeder Hinsicht klassisches Beispiel des freien Wortes vor Gericht; in seinem Plädoyer in Sachen Clodia gegen Caelius schimpft er die gewesene Geliebte Catulls in aller Öffentlichkeit *temeraria, procax, irata mulier, immoderata mulier, mulier potens quadrantaria:* ein verwegenes, freches, jähzorniges, maßloses Frauenzimmer, kurz eine einflußreiche Drei-Groschen-Dirne. Und dies die Gattin eines Konsulars und Schwester eines mächtigen Tribuns des römischen Volkes! Daß unter diesen Umständen die Gerichtsverhandlungen in Rom ein ebenso dankbares Publikum fanden wie heutzutage Kriminalreißer auf dem Fernsehschirm — wen wundert das?

Wer nun meinen sollte, bei den Geistigen, also bei den Vertretern von Literatur und Wissenschaft, sei es manierlicher zugegangen, wäre auf dem Holzweg. Im Gegenteil, die literarische Polemik schoß mit noch spitzeren Pfeilen. Ihre Schützen waren bei nicht weniger erregbarer Gemütsart sprachlich ausdrucksfähiger, ihre Bosheit war kälter, weil sie durch den Intellekt gefiltert war, ihr Witz treffender, weil verletzte Eitelkeit wie ein Vergrößerungsglas gegenüber den Schwächen anderer wirkt. *Amens* und *demens, ineptus* und *inlitteratus* (verrückt, ungekonnt und analphabetisch) sind geradezu feine Pizzicati gegen die Trompetenstöße *luteus Gigas* (Gigant aus Dreck), so Martial über das dichterische Werk eines andern; oder *cacatae chartae,* so Catull über die Annalen des Volusius. Da wird ein wissenschaftlicher Kollege zum *camelus saltitans* (zum tanzenden Kamel), ein anderer zum *psittacus* (nachplappernden Papagei) oder zu einer *talpa* (einem blinden Maulwurf). Für den alten Cato sind Dichter noch schlechtweg *grassatores* (Faulenzer), und für einen Dichter der späteren Zeit seine Kritiker *subductisupercilicarptores* = Augenbrauenhochzieherkritiker, ein Wort, das ich zur Einführung in unseren literarischen Jargon empfohlen hätte, gäbe es nicht schon das neudeutsche Wort *highbrows.*

Kein Rechtsschutz

Zum Schluß drängt sich dem modernen Menschen unabweislich eine Frage auf, die über das Thema unseres Buches hinausgreift und darum dort auch nicht aufgeworfen wird: Ließen sich denn die Beschimpften und Beleidigten solche Mißachtung ihrer Persönlichkeit klaglos gefallen? Gab es etwa gar keinen Rechtsschutz vor Beleidigern, keine gerichtliche Ahndung gewollter Ehrverletzungen? Es ist doch auffällig, daß man von Beleidigungsprozessen, wenigstens was verbale Beleidigungen betrifft, so gut wie nichts hört, und dies bei einem Volk, zu dessen großartigsten und nachhaltigsten Leistungen die Jurisprudenz, die Festsetzung und Entwicklung des Rechts, seiner Begriffe und seiner Terminologie bis in die subtilsten Unterscheidungen hinein gehört. Doch, es gab die sogenannte Injurienklage, also die Privatklage gegen „jede absichtliche Nichtachtung fremder Persönlichkeit“. „Das alte Injurienrecht“, sagt Rudolf Sohm in seinen „Institutionen“, „war eng und roh“. Nach den zwölf Tafeln gab es eine Klage nur wegen körperlicher Mißhandlung als solcher ohne Rücksicht auf die Absicht der Beleidigung. Nach jenem Zwölf-Tafel-Gesetz (um 450 v. Chr.), dem ältesten Dokument kodifizierten Rechts der Römer, hatte mit der Todesstrafe zu rechnen, *qui malum carmen incantasset* — das wird in einer modernen Ausgabe so übersetzt: „wer ein Schmähgedicht gesungen hat“. Die Übersetzung ist offenkundig falsch, auch wenn sie sich auf Cicero berufen kann. Horaz machte sich über diese Auslegung von *carmen* lustig: wer auf irgend jemanden schlechte Gedichte gemacht habe, müsse mit Gericht und Verurteilung rechnen. Schön, aber was, wenn er gute gemacht habe? ... Dann gingen die zwölf Tafeln unter in Gelächter und der Spötter frei aus (sat. II, 1, 82). Nein, *carmen* bedeutete in jener alten Zeit noch ausschließlich Beschwörungs-, Verwünschungs- und Verfluchungsformel. Erst das spätere prätorische Recht bezog auch die nichtkörperliche Verletzung eines anderen, also die verbale Beleidigung, in den Begriff der Injurie mit ein. Entscheidend aber war, daß dieses Recht die Beleidigungsabsicht zur Voraussetzung einer möglichen Ahndung hatte, die in einer Geldbuße bestand. Das Aussprechen der Wahrheit war an sich keine Injurie.

Eine uns der Antwort auf unsere Frage vielleicht näherbringende Bestimmung des römischen Rechts schränkte die Möglichkeit zur Injurienklage insofern ein, als sie dann nicht mehr erhoben werden konnte, wenn der Beleidigte einmal an den Tag gelegt hatte, daß er sich die Beleidigung nicht zu Gemüte ziehe, wenn er eine andere Genugtuung genommen oder sonst mit dem Gegner sich verglichen hatte (Arndts und von Arnesberg, Lehrbuch der Pandekten, Stuttgart, 1883).

Das scheint vor allem die politische Injurie zu betreffen. Die hundertjährige Revolution seit den Gracchen bis nach Actium hatte die öffentlichen Sitten verwildern lassen und das Gefühl für altrömische *dignitas,* sofern es tiefer saß als machtpolitischer Ehrgeiz, abgestumpft. Zudem wechselte man das politische Lager wie das Hemd; wer gestern noch maßlos beschimpfter Gegner gewesen, war heute gelobter Parteifreund und umgekehrt. Und nicht zuletzt taten die unglaubhaften Superlative der Beschimpfungen und die Gewöhnung an ihren wahllosen Gebrauch ihre neutralisierende Wirkung. Kurz, man war ebenso hart im Nehmen geworden wie im Geben. Und jedermann wußte, was er von dieser wüsten allseitigen Schimpferei zu halten hatte — und machte seine Abstriche.

Mit freundlicher Genehmigung der „Stuttgarter Zeitung“

Franz Johannes Bulhardt (VDÜ), Bukarest:

Heinrich Heine in rumänischer Sprache

In der Reihe „Cele mai frumoase poezii“ („Die schönsten Gedichte“) ist im Jugendverlag Bukarest ein neuer Band erschienen, der dem rumänischen Leser eine Auswahl aus dem Schaffen Heinrich Heines vermitteln will. Entsprechend dem Charakter dieser Serie ist es zwar ein verhältnismäßig schmächtiger Band, dennoch hat der Übersetzer, J. Cassian-Matasaru, versucht, den Werdegang Heinrich Heines anhand charakteristischer Beispiele aus allen seinen Werken wiederzugeben.

So finden wir hier Verse aus dem „Buch der Lieder“, der „Harzreise“, dem Zyklus „Die Nordsee“, „Neue Gedichte“, „Zeitgedichte“, dem „Romanzero“, „Deutschland, ein Wintermärchen“, „Letzte Gedichte“ u. a. m.

Es ist nicht das erstemal, daß Heinrich Heine in rumänischer Sprache erscheint: Schon Stefan O. Josif und Barbu Nemteanu haben zu ihrer Zeit gut gelungene Übertragungen veröffentlicht, später haben Alexandru Phillippide, Emil Dorian u. a. sich Verdienste um rumänische Fassungen Heines erworben. Im Jahre 1956 ist sogar ein umfangreicher Sammelband von über 14 000 Versen erschienen, an dem 30 Übersetzer beteiligt waren. Leider haben die so verschiedenen Temperamente der Übersetzer, von denen nicht ein jeder auch die nötige geistige Affinität zum Schaffen Heines besaß, dazu beigetragen, daß dieser Band einen etwas hybriden Charakter bekam.

Daher wurde die neue Auswahl einem einzigen Übersetzer anvertraut, der die Voraussetzungen für eine gute Nachdichtung bewiesen hatte und es tatsächlich vermochte, dem kleinen, aber anspruchsvollen Werk ein einheitliches Gepräge zu geben und eine Nachdichtung zu schaffen, die zweifellos unter den rumänischen Fassungen einen großen Schritt vorwärts bedeutet.

Der Übersetzer hat in diesen Nachdichtungen die typische Atmosphäre der Lyrik Heines und seine poetischen Visionen ausgezeichnet wiedergegeben und mit feinem Sprachgefühl und Einfühlungsvermögen auch seine dichterische Hilfsmittel und Pointierungen in der rumänischen Fassung wiedererstehen lassen. Aus der Reihe dieser Gedichte möchten wir ganz besonders die repräsentativen „Lieder" Heines erwähnen, die von Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Schubert und anderen vertont wurden und die nun auch in der rumänischen Version sangbar sind:

„Lorelei", „Die Grenadiere", „Im wunderschönen Monat Mai", „Auf Flügeln des Gesanges" usw. Sehr geglückt sind auch die Gedichte mit satirischem Charakter wie „Am Meer", „Wir saßen und tranken am Teetisch", „Die Wahlesel", um nur einige zu nennen, so wie die Verse „Das Sklavenschiff", „Die Welt ist dumm", „Ich grolle nicht" usw.

Nach der Lektüre dieses Bandes bedauert man, daß noch nicht eine vollständige Ausgabe Heines in rumänischer Sprache erschienen ist, die wie der vorliegende Band dem rumänischen Leser ein einheitliches Gesamtbild Heines vermittelt.

10 Jahre „Lebende Sprachen"

„Der moderne Dolmetscher und Übersetzer kommt heute nicht mehr ohne eine umfangreiche fremdsprachliche Dokumentation aus", schreiben Herausgeber und Verlag anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Zeitschrift LEBENDE SPRACHEN. Schon im Jahre 1955, als sich die deutschen Dolmetscher- und etliche Übersetzerverbände zum Bundesverband der Dolmetscher und Übersetzer zusammenschlossen, war die Fülle der Veröffentlichungen — Wörterbücher, Sprachhandbücher und Informationsquellen aller Art — für den einzelnen kaum mehr übersehbar. Inzwischen sind Terminologieforschung und Wörterbuchwesen derart angewachsen, daß das Problem der Dokumentation noch dringender geworden ist. Die redaktionelle Politik von LEBENDE SPRACHEN hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, alle wichtigen bibliographischen Quellen in den Arbeitssprachen der Zeitschrift — Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Niederländisch, Spanisch — zu verfolgen und für ihre Leser auszuwerten. Der kritischen Auseinandersetzung mit Übersetzungen bekannter literarischer Werke widmet sich die Rubrik „Übersetzungskritik", die wir unseren Mitgliedern besonders ans Herz legen möchten.

Seit dem neunten Jahrgang hat LEBENDE SPRACHEN als weltweites Forum für die Diskussion von Sprach- und Übersetzungsproblemen einen Terminologiedienst eingeführt, in dem Anfragen sowie Antworten und Informationen aus allen Terminologiegebieten dem großen Leserkreis der Zeitschrift zur Kenntnis gebracht werden. Von Fall zu Fall erscheinen Sonderbibliographien über bestimmte Gebiete wie z. B. Bergbau und deutsche und englische Rechtstexte und deren Übersetzungen.

Wir meinen, daß unsere Mitglieder eine so wertvolle, lebendige und aufschlußreiche Fachzeitschrift, zu deren Mitherausgebern unser Verband gehört, nicht entbehren können und wünschen ihr weiterhin ein gutes Fortbestehen.

Der V. D. Ü.

* * *

Im Rahmen des „Literarischen Colloquium Berlin" fand vom 1. Juni bis 10. Juni 1966 in Berlin ein Colloquium statt, das sich mit Fragen und Problemen der Übersetzung beschäftigte. Auf Einladung von Professor Walter Höllerer und Dr. Walter Hasenclever versammelten sich in Berlin für zehn Tage Übersetzer aus mehreren Ländern, um „anhand eines von Ihnen hergestellten Beispiels Ihre Auffassung von der Herstellung einer dichterischen Übersetzung in einem Referat zu erläutern". Ehrenfried Pospisil (VDÜ) hat als Teilnehmer dieses Colloquiums versucht, die interessantesten Beiträge für den ÜBERSETZER zusammenzustellen, die wir in einer unserer kommenden Nummern zum Abdruck bringen wollen.

Homo interpres

Üb' ersetzen mit „übersetzen"

Uns selbst loben? Der Anstand verbietet's. Wie aber dann über ein Buch sprechen, das der Ehrenpräsident unseres Verbandes, Professor Rolf Italiaander, herausgegeben hat? Das vor allem Referate und Vorträge enthält, die während des von unserem Verbande (mit) organisierten „Internationalen Kongresses literarischer Übersetzer in Hamburg 1965" gehalten worden sind? Das großartige Aufsätze von ausländischen und inländischen Kolleginnen und Kollegen versammelt? Das wir, ohne zu erröten, eine herrliche Anthologie vielschichtiger Ansichten über Kunst und Leid, Gewinn und Not der Übersetzer nennen? Aber uns selbst loben? O nein!

Dies jedoch ist erlaubt: Die Form der Anzeige. Die Anzeige will auf etwas aufmerksam machen, will werben, wirksam locken; sie prostituiert sich. Und also behaupten wir schamlos: „übersetzen" ist ein gutes Buch, ist das beste Buch, das nach einem Kongreß literarischer Translatoren erschienen ist. Mehr noch: Es ist das allerbeste Buch, an dem unser Verband mitgewirkt hat; zugegeben, zum erstenmal mitgewirkt hat.

Was wird in diesem Buch verschwiegen? Daß sein Leser, sofern er Übersetzer und gelegentlich Zweifler ist, sich nach der Lektüre wieder mit Vergnügen auf das Hochseil der Sprache wagen wird, um dort als — wenn auch nicht als bilanz-, so doch balancesicherer — Transporteur des literarischen Ex- und Importhandels zu „arbeiten" (wie die Artisten der Manege, die Artisten des Worts bewußt nüchtern sagen). Aber warum wird das verschwiegen? Weil ein gutes Buch über seine Geheimnisse schweigt. Ergo ist's ein gutes Buch...

Der Band wiegt nicht schwer (268 Gramm). Aber er wiegt schwer; gemessen an der Wertskala „übersetzen" = 1:∞. Ein solches Gewicht ist nur „mit Unterstützung der UNESCO in Paris" zu tragen. Dank! Die 29 Beiträger sind Austräger von rund 75 000 Wörtern. Es hätten ein paar mehr sein dürfen. Wann wäre je des Guten zuviel gewesen?

Inhalt macht noch keinen Gehalt. Hier dominiert der Gehalt. Und das will bei 192 Seiten inhaltsreicher Informationen etwas heißen. Sie können nicht einmal einzeln angedeutet werden. Die Redakteurin dieses Blattes klagt ohnedies über Platzmangel. Jedoch, ein paar kurzatmige Hinweise wird sie gestatten. Ein paar nur!

Hans Erich Nossack gibt jungen Schriftstellern den Rat, „sich auf jeden Fall einmal im Übersetzen zu versuchen"; sie würden dabei ihren Wortschatz verdoppeln, den Reichtum ihrer Sprache kennenlernen. Richard Friedenthal verweist auf den Wandel der Sprachen: „Große Werke müssen immer wieder übertragen werden." Der Ungar György Radó, ein vielsprachiger „Homo interpres", erklärt (mit Beispielen), wer fähig sei, Inhalt, Form, Klang, Stimmung oder Atmosphäre „im Originalwerk zu erkennen und ihr gemeinsames Maximum in der anderen Sprache zu reproduzieren", sei ein „literarischer Übersetzer". Professor Wolf-Hartmut Friedrich ärgert sich über seine Studenten, wenn sie beim Übersetzen aus klassischen Sprachen den heutigen Straßenjargon bemühen. Dieter E. Zimmer sagt unmißverständlich, was auf den Feldern der Übersetzer (manchmal) blüht — und verdorren sollte: „Besserwisserei, Zensur, Flüchtigkeit, Ignorierung des Zusammenhangs, Satzhack, faule Emphase, Teutonisierung, Sprachklischees, mangelnde Sprachphantasie, die direkte Rede auf Stelzen, Kenntnismängel" und leider einiges mehr. Marcel Reich-Ranicki verrät, wie den „armen Waisenkindern der Literatur", den Übersetzern zu helfen sei: Durch die literarische Öffentlichkeit. Es werden präzise Vorschläge gemacht. Sie sollten beherzigt werden!

Bedřich Bösser aus Prag plädiert für eine Kritik, die keineswegs undurchführbar ist: Gebt dem gebildeten Übersetzer gebildete Kritiker, „die am besten die anstrengende Arbeit des Übersetzers aus eigener Erfahrung kennen". Der tschechoslowakische Dozent Jiři Levý bejaht die sich selbst gestellte Frage: „Will translation theory be of use to translators?" Kurt Heinrich Hansen verlangt dringend nach einem Wör-

terbuch „Deutsch-Deutsch" (in Ost-Berlin wird zur Zeit eines redigiert und ediert). Zlatko Gorjan, Präsident der FIT, erinnert daran, daß ein Übersetzer von Bühnenwerken „Einfühlungsvermögen in den akustischen Wert des gesprochenen Wortes" besitzen müsse. Wie sich mit Charme das Staunen lehren läßt, beweist Professor Annemarie Schimmel mit ihrem sich von keinem Epitheton ornans einfangen lassenden Aufsatz „Übersetzungen orientalischer Poesie".

Frei sei der Übersetzer! Frei möge er übersetzen, ruft der Verleger Klaus Piper in die Welt, nicht ganz so frei, wie es die Mitarbeiter an der Synchronisation eines Films dürfen, es sein müssen (Pierre François Caillé: „La traduction au cinéma"). Was sein darf, was sein muß — Paridam von dem Knesebeck bedenkt's auch für die Übersetzer der im Slang geschriebenen Bücher.

Wie übel es um die Linguistik in Asien, wie schlecht es um die Grammatiken afrikanischer Sprachen bestellt ist, berichtet Professor Rolf Italiaander. Und welche unsäglichen Mühen das Übersetzen aus dem afrikanischen Vai bereiten kann, demonstriert Professor August Klingenheben mit solcher Intensität, daß die Lektüre einem Alptraum gleichkommt: Was soll unsereins nur machen, wenn er allein aus der Klangfarbe erraten kann, ob das eine Wort nun „Hose" oder „schön", „Mutter" oder „Ziege", „aber" oder „Krieg" heißt? Darauf vermag nicht einmal ein Rechtsgelehrter wie Dr. Friedrich Karl Fromm, der Justitiar des VDÜ, eine Antwort zu geben, wenn er den Übersetzern beibringt, wie sie besser, vorteilhafter ihre Urheberrechte wahrnehmen können.

Noch einmal: Eine Anzeige, ein paar Andeutungen; nur karg, wie es sich gehört; bedrückend unvollständig, wie es der Platzmangel diktiert. Karl Kraus hat das Wort geprägt: „Übersetzen heißt: Üb-ersetzen." Der Titel des hier angezeigten Buches macht's möglich: Üb' ersetzen mit „übersetzen".

Helmut M. Braem (VDÜ)

„übersetzen — Vorträge und Beiträge vom Internationalen Kongreß literarischer Übersetzer in Hamburg 1965"; herausgegeben von Rolf Italiaander. Athenäum-Verlag, Frankfurt am Main/Bonn; 192 S., 17,40 DM. Für Mitglieder aller der FIT angeschlossenen Verbände 15 DM. Bestellungen über den Vorstand des VDÜ.

Übersetzerpreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes

an Professor Dr. Zoltan Franyo verliehen

Im Rahmen einer Feierstunde im Hause der Schriftsteller, Bukarest, wurde in Anwesenheit des Präsidenten des Staatskomitees für Kultur und Kunst, N. Macovei, und des Vizepräsidenten des Staatskomitees für Kultur und Kunst, Alexander Balaci, sowie des Vorsitzenden des Rumänischen Schriftstellerverbandes, Zaharia Stancu, und des Vizepräsidenten Jon Pas sowie anderer Honoratioren und zahlreicher geladener Schriftsteller die Preise des Rumänischen Schriftstellerverbandes für das Jahr 1965 an junge Dichter, Schriftsteller und Kritiker verliehen. Gleichzeitig erhielt der fast achtzigjährige Prof. Dr. Zoltan Franyo für seine langjährige erfolgreiche Tätigkeit als Übersetzer der rumänischen Literatur in die deutsche und ungarische Sprache den Übersetzerpreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes. Die „Laudatio" hielt Zaharia Stancu, der Vorsitzende des Rumänischen Schriftstellerverbandes, selbst, dessen Arbeiten von dem Ausgezeichneten schon von ihren ersten Anfängen an bis zu seinen großen, in alle Weltsprachen übersetzten Romanen übertragen worden sind. Anschließend fand ein Empfang statt.

F. J. Bulhardt (VDÜ), Bukarest

* * *

Im August ist das VDÜ-Büro in Stuttgart nicht besetzt. Wir bitten, dies bei Anfragen zu bedenken und sich in ganz dringenden Fällen an unseren Vizepräsidenten, Herrn Dr. Walter Schürenberg, 1 Berlin 46, Kindelbergweg 5, zu wenden.

Der VDÜ teilt mit:

Professor Dr. Wolfgang Schadewaldt, von der Mitgliederversammlung des VDÜ in Berlin am 30. April 1966 zum Ehrenmitglied vorgeschlagen, hat die Wahl dankend angenommen.

Wir begrüßen als neue Mitglieder:

Dr. Hans Gaertner, Prag 10-Vršovice, Nám. Kubanske revoluce 27, CSSR.

Emmy Poggensee, 8032 Zürich/Schweiz, Ritterstraße 14.

Neue Werke unserer Mitglieder:

Paul Baudisch: (zusammen mit R. Schaller) Henry Fielding, Sämtliche Romane in vier Bänden, Bd. I: „Geschichte der Abenteuer Joseph Andrews" und „Die Lebensgeschiche des Mr. Jonathan Wild, des Großen", Hanser Verlag, München.

Franz Johannes Bulhardt: „Hänschen, Fränzchen und das Plastelin", Erzählungen für Kinder von Dimenyi Lajos. Aus dem Ungarischen, Jugendverlag Bukarest.

Hanns Grössel: Paul Léautaud: Literarisches Tagebuch 1893—1956, Rowohlt Paperback, Rowohlt, Reinbek.

Kurt Heinrich Hansen: „Kaltblütig" von Truman Capote, Limes Verlag, Wiesbaden.

Rolf Italiaander: (Herausg.) „In der Palmweinschenke", Pakistan in Erzählungen der besten zeitgenössischen Autoren. Auswahl R. Italiaander; Einleitungen R. Italiaander und A. Schimmel; Übersetzungen A. Valeton, F. Weidner u. a., Erdmann, Herrenalb.

Gustav Keim: „Sie flogen einen Sommer lang" von Penelope Farmer, Boje-Verlag, Stuttgart.

Heinz Kotthaus: „Vasco da Gama und der Seeweg nach Indien" von Henry H. Hart, Carl Schünemann Verlag, Bremen.

Hans-Georg Noack: „Vom Feuer gejagt" von Arthur Catherall, Schaffstein-Verlag, Köln.

Hans Reisiger: „Elizabeth und Essex" von Lytton Strachey, Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Manesse, Zürich.

Ernst Sander: „Die kurze Straße" von Thyde Monnier, Sonderausgabe, Marion v. Schröder Verlag, Hamburg.

Pauline Schneider: „Zehn Tage allein" von A. Mintschikowski. Aus dem Russischen, Jugendverlag, Bukarest.

Herta Weber-Stumfohl: „Ich, Fredrike" von Anna Lisa Wärnlöf, 2 Bände, Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Ursula v. Wiese: „Die Kunst, ungetrübt zu fischen" von John Baily, Die Arche, Zürich.

Spenden zwischen 10 und 135 DM erhielt der Verband von Benno Hübner und Günther Vulpius.

Deutschland an zweiter Stelle mit Übersetzungen

Die Bibel, Shakespeare und Lenin gehören zu den meistübersetzten Werken der Weltliteratur. Und die Bundesrepublik gehört nach der Sowjetunion zu den übersetzungsfreudigsten Ländern. Das geht aus einem jetzt in New York veröffentlichten Untersuchungsbericht der UNO (Index Translationum) für das Jahr 1964 hervor.

Danach wurden von der Bibel im Jahr 1964 Übersetzungen in 33 Sprachen angefertigt, Shakespeare-Stücke und -Gedichte wurden in 29 Ländern in 35 Sprachen übersetzt. An dritter Stelle folgen die Werke Lenins.

Der „Index" führt unter anderem auch die Bücher auf, die 1964 von einzelnen Ländern übersetzt wurden: im Staat Monaco waren es nur drei, unter ihnen einige Stücke Georg Büchners. Die meisten Übersetzungen des Jahres 1964 — nämlich 4405 — wurden in der Sowjetunion vorgenommen. Die Zahl der Bücher ist jedoch geringer, da einige mehrmals übersetzt wurden — außer ins Russische auch in andere innerhalb der Sowjetunion gesprochene Sprachen.

Erst an sechster Stelle stehen die USA, nach der Bundesrepublik, Italien, den Niederlanden und Frankreich. Die geringste Zahl der Übersetzungen — nach Monaco — gab es in Syrien (zwei) und Costa Rica (eine Reisebeschreibung). Weder in Ghana noch im Senegal wurde 1964 ein einziges Buch übersetzt.

Übersetzer und Übersetzungen in der CSSR

Als verhältnismäßig kleines Land, dessen Hauptsprachen Tschechisch und Slowakisch im Ausland wenig bekannt sind, ist die Tschechoslowakei darauf angewiesen, den einheimischen Lesern die Schätze der Weltliteratur wie auch der internationalen Kunst, Forschung, Technik und Wissenschaft durch gute Übersetzungen zugänglich zu machen. Eine nicht weniger wichtige Aufgabe ist es aber auch, Werke tschechischer und slowakischer Autoren in fremde Sprachen zu übertragen.

Große Verdienste hat sich in Prag der Verlag Artia erworben, der Sach-, Fach- und Kinderbücher sowie Belletristik in fremdsprachigen Fassungen herausbringt und vornehmlich exportiert; deutsche Texte sind dabei sehr häufig. Weiter gibt es in Prag den Verlag Orbis; seine Fremdsprachen-Redaktion ediert Schriften, die für die CSSR werben. Ferner geben auch der Academia-Verlag in Prag und der Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Bratislava (Preßburg) fremdsprachige Bücher und Zeitschriften heraus. Aber es bestehen noch weitere Institutionen, die Übersetzungen „produzieren", wovon das Übersetzer- und das Dolmetscherzentrum des Prager Informationsdienstes (PIS) eines der wichtigsten ist.

Einerseits besteht in der CSSR ein außerordentlich großer Bedarf an Übersetzungen, andererseits hat die Organisation der Übersetzer bis vor kurzem viel zu wünschen übriggelassen. Vor einigen Jahren löste der Tschechoslowakische Schriftstellerverband den bei ihm bestehenden „Kreis der Übersetzer" einseitig auf und gründete eine Übersetzersektion beim Verband, in die aber nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl der bedeutendsten literarischen Übersetzer aufgenommen wurde. Aus schwer verständlichen Gründen lehnte und lehnt der Schriftstellerverband es prinzipiell ab, auch Übersetzer aufzunehmen, die in fremde Sprachen übertragen. Die „obdachlosen" Traducteurs bemühen sich seit einiger Zeit, einen eigenen Verband zu schaffen. Im Rahmen der Tschechoslowakischen wissenschaftlich-technischen Gesellschaft konnte eine Fachgruppe für Übersetzungen gegründet werden, der in und aus dem Tschechischen/Slowakischen übertragende Fachübersetzer sowie Übersetzer wissenschaftlicher und literarischer Werke in fremde Sprachen angehören. Die Deutsch-Übersetzer haben hier eine eigene Sektion.

Die materielle Situation der Übersetzer in der CSSR ist ziemlich günstig. Dennoch gibt es nicht allzuviele Kolleginnen und Kollegen, die freiberuflich nur vom Übersetzen leben; die meisten sind Rentner oder verdienen ihr Geld mit einer anderen Beschäftigung. Nach dem geltenden Autorenrecht ist der Übersetzer als Urheber seiner Übersetzung berechtigt, über alle sich daraus ergebenden ideellen und materiellen Rechte und Berechtigungen frei zu verfügen, wobei er freilich die originären Rechte des ursprünglichen Autors nicht verletzen darf. Gegenüber Übersetzern in anderen Ländern steht er sich in der CSSR insofern günstig, da die Rechte — auch Nebenrechte — niemals an einen Verlag übergehen; der Verlag erhält nur quasi die Lizenz zur Vervielfältigung der Übersetzung: zu den vereinbarten und teils gesetzlich geregelten Bedingungen. Die Honorare nach Bogen und Auflagen oder Versen und Normen sind in einer amtlichen Verordnung festgelegt, die ich hier nur auszugsweise wiedergeben kann.

Zu unterscheiden sind Prosaübersetzungen und Nachdichtungen. Bei Prosa erhält der Übersetzer für die erste Auflage ein Bogenhonorar und für jede weitere Auflage einen Prozentsatz des ursprünglichen Honorars. Gezahlt wird bei belletristischen Werken 350 bis 750 Kčs pro Druckbogen (Touristenumrechnungskurs 4 Kčs = 1 DM), für Übersetzungen aus klassischen und orientalischen Sprachen und von wissenschaftlichen Texten 600 bis 1200 pro Druckbogen, bei technischer und Fachliteratur 280 bis 600 Kčs. Für Übersetzungen in fremde Sprachen werden im Schnitt 600 bis 750 Kčs pro Bogen gezahlt, und die Honorare sollen vermutlich in absehbarer Zeit noch erhöht werden. Für literarische Übersetzungen gibt es dann für weitere Auflagen: für die 2. 70 Prozent, die 3. 50 Prozent, 4. 40 Prozent, 5. bis 10. Auflage je 30 Prozent, für die 11. und jede weitere je 20 Prozent des Grundhonorars. Bei den übrigen Werken gibt es für die 2. Auflage 60 Prozent und für die 3. und jede weitere Auflage 25 Prozent des Grundhonorars. Bei wesentlich überarbeiteten Neuauflagen können die Sätze erhöht werden.

Anders sind die Verhältnisse bei den nachdichtenden Übersetzern, die praktisch den Autoren gleichgestellt sind. Hier wird nach Normen gerechnet, wobei alle Auflagen zusammengezählt werden. Die Grundnorm ist bei Nachdichtungen ins Tschechische 5000, ins Slowakische 3000 Exemplare. (Eine tschechische Auflage von 15 000 sind also 1. bis 3. Norm.) Das Grundhonorar beträgt 4 bis 7 Kčs für einen Vers; für die 2. Norm gibt es 80 Prozent, die 3. 70 Prozent, die 4. 60 Prozent, die 5. und 6. je 50 Prozent, die 7. und jede weitere Norm je 40 Prozent. Das Honorar wird meist zu zwei Dritteln nach Ablieferung und Prüfung der Übersetzung, das letzte Drittel binnen einem Monat nach Erscheinen bezahlt. Der Übersetzer braucht also nicht zu warten, bis die Bücher verkauft sind; allerdings sind Druckfristen bis zu zwei Jahren keine Seltenheit.

Übersetzer von Theaterstücken erhalten vermittels der offiziellen Theater- und Literaturagentur Dilia Tantiemen ausbezahlt, die etwa 2 bis 7 Prozent der Brutto-Spieleinnahmen betragen. Dilia hat auch das gesetzliche Recht, die Autoren beim Abschluß von Verträgen mit dem Ausland zu vertreten.

Freiberuflich tätige Übersetzer haben die Möglichkeit, im Rahmen der Nationalversicherung in den Genuß von Krankengeld und Renten zu kommen sowie mit ihren Familienangehörigen kostenlos ärztlich betreut zu werden und Medikamente zu erhalten (gegen eine Gebühr von 1 Kčs pro Rezept).

Allerdings müssen die literarischen Übersetzer ihre Versicherung selbst bezahlen, und zwar in Höhe von etwa 10 Prozent ihrer Einkünfte — meist etwa 100 bis 150 Kčs monatlich, da von dem Gesamteinkommen noch gewisse Pauschalbeträge abgehen. Eine weitere Vergünstigung ist eine verhältnismäßig niedrige Steuer; sie beträgt etwa 10 Prozent der jährlichen Einkünfte.

All diese Angaben gelten nur für autorenrechtlich geschützte Übersetzungen; die sonst üblichen Honorare sind wesentlich niedriger und die Steuern höher. So erhalten zum Beispiel Dolmetscher 7 bis 20 Kčs pro Stunde; der höchste Satz gilt für Simultandolmetscher, die, sofern sie auswärts arbeiten, mindestens acht Stunden je Tag vergütet bekommen.

In letzter Zeit wurde dank der Einsicht des Tschechoslowakischen Zentrums für Buchkultur — der höchsten staatlichen Behörde für die Koordinierung des Verlagswesens — auch eine spezielle Buchhandlung eingerichtet, wo sich Privatkunden jedes beliebige Fach- und Sachbuch aus dem Ausland bestellen können. Dadurch ist es — nach sechzehn Jahren — möglich, auch die nötigen Wörterbücher und ähnliche Arbeitshilfen aus dem westlichen Ausland frei zu beschaffen. Allerdings sind diese Werke bei ihrem hohen Originalpreis und dem Verrechnungskurs von 1 DM = 7 Kčs sehr teuer, ja zuweilen unerschwinglich. Sehr billig sind dagegen Wörterbücher aus der UdSSR und die recht guten Lexika aus der DDR (Verrechnungskurs 1 MDN = 2 Kčs). Auch das Angebot von den in der CSSR gedruckten Wörterbüchern ist in jüngster Zeit recht reichhaltig. Außerdem findet man viele ältere Wörterbücher preiswert in den Antiquariaten.

Trotz vieler günstiger Aspekte bleiben noch so manche Probleme ungelöst. Eines der brennendsten ist wohl der Mangel am fähigem Nachwuchs, besonders für Übertragungen in fremde Sprachen, da die aktiven Übersetzer zumeist nicht mehr zu den Jüngsten zählen. Viele von ihnen haben in dem betreffenden Land, in dessen Sprache sie übersetzen, einmal längere Zeit gelebt. Sehr wichtig wären daher für den Nachwuchs längere Studienreisen und Aufenthalte im Ausland, wofür die bisherigen Paßvorschriften und Devisenbestimmungen nur verhältnismäßig wenige Möglichkeiten boten. Es ist zu hoffen, daß sich die Dinge auch auf diesem Gebiet in den nächsten Jahren wesentlich bessern werden. Die ersten Schritte dazu sind schon getan.

Dr. Hans Gaertner (VDÜ), Prag

Ein Übersetzer

Zum Tode von Georg Goyert

Der Übersetzer der Werke von James Joyce, Dr. Georg Goyert, Mitglied des PEN-Clubs, ist am 11. Mai in Witten verstorben. Erst 1927, als im Rhein-Verlag die damals dreibändige Goyertsche Übersetzung des „Ulysses" von James Joyce — 400 000 Wörter umfassend — erschien, wurde klar, wer und wie modern dieser bescheidene Studienrat am Gymnasium in Witten war. Mit Joyce war Goyert befreundet; die Freundschaft führte dazu, daß der große Ire den Deutschen aus Witten an der Ruhr mit dem alleinigen Übersetzungsrecht auszeichnete. Vorher waren Goyerts Übersetzungen anderer Autoren aus dem angelsächsischen Sprachraum, aus dem Französischen und Flämischen entstanden. Zahllose Übersetzungen folgten, unter ihnen Werke von Autoren wie Flaubert, Rimbaud, Loti, Camus, Thyde Monnier, de Coster, Poe, Whitman, D. H. Lawrence, Faulkner, O'Casey, Ellison, Morrien. Vor allem durch seine Übersetzung der Werke von James Joyce gehört Goyert in die nicht zahlreiche Gruppe jener Übersetzer und Editoren, die die Literatur dieses Jahrhunderts in Deutschland wirklich „sichtbar" machten.

Zwei Sonette

***Jules Supervielle*: Widmungsgedicht aus Les amis inconnus, Choix de Poèmes, Gallimard, Paris**

Denise, écoute-moi, tout sera paysage,
Un frais mystère tremble en mon cœur
aujourd'hui,
La tristesse et la joie ont leur propre feuillage,
Et j'en sais dessiner l'enlacement fortuit.

L'heure vit, il te faut caresser son plumage
Qui garde les couleurs du jour et de la nuit;
Je ferai battre au vent la tente du voyage
Dans l'aube qui sent bon comme un panier de
fruits.

Ah! ne me réponds pas qu'il est toujours facile
De plier à son goût une muse docile
Et que le vers sait bien que le poète ment;

Ce sonnet que mûrit et gonfle l'espérance
Enclôt un tel désir d'écarter le tourment
Qu'il fera doux l'amour et chère la souffrance.

Hör zu, Denise, zur Landschaft wird alles heute,
ein frisches Geheimnis zittert im Herzen mir,
in ihrem Laub stehn die Traurigkeit und die
Freude,
und ich vermag's zu zeichnen, ihr wahlloses Blattgewirr.
Die Stunde lebt, streichle du ihr Gefieder leise,
das die Farbe der Nacht und die Farbe des Tages
zeigt.
Im Wind will ich flattern lassen das Zelt der Reise,
wenn wie ein Fruchtkorb duftend der Tag aufsteigt.
Ach, antworte nicht, es sei immer leicht, es genüge,
je nach Geschmack die gefügige Muse zu lenken
und der Vers wisse ganz genau, daß der Dichter
lüge.
Dies Sonett wird uns reife, schwellende Hoffnung
schenken
Und schließt den Wunsch, allen Schmerz zu beseitigen, ein,
Damit es uns süß läßt die Liebe, teuer das Leiden
sein.

(Deutsche Übertragung von Jeannie Ebner, VDÜ)

Kehrst du zurück

Kehrst du zurück, laß es nicht nachts geschehen
und schüttle nicht den Tau aus deinen Haaren,
Laß sie nur so, wie sie im Winde waren,
als gelbe Monde um dein Antlitz stehen.

In deinen Augen will ich alles sehen,
darinnen noch die fremden Schiffe fahren,
in fremden Gärten jene unnahbaren
und nackten Götter ernst vorübergehen.

Wenn du zurückkehrst, tu die Erde nicht
heiliger Haine ab von deinen Schuhen
und nicht das Salz von deinem Angesicht,

aus deinen Augen Frauen nicht und Sterne
eh du dich bücktest, um bei mir zu ruhen:
spürt doch mein Mund so die geliebte Ferne.

Ernst Penzoldt

When you return

When you return, don't let the light be dead
and do not shake the dew out of your hair,
but leave it as it was, in wind and air,
a wreath of yellow moons around your head.

I want to see it all right in your eyes,
wherein strange ships still sail the Seven Seas,
where in strange gardens naked deities
walk past aloof, serious und very wise.

If you return, you must not shake a trace
of earth from holy places from your feet
but leave the briny taste upon your face,

leave women in your eyes and galaxies
before you stoop to bed yourself with me:
my lips feel keenly distant memories.

(translated by Eva Bornemann, VDÜ)

Hinweis

Wolfgang Schadewaldts Übersetzung von Homers *Odyssee*, die bisher nur in einer Taschenbuchausgabe vorlag, wurde vom Artemis Verlag in seiner „Bibliothek der Alten Welt" in überarbeiteter und nunmehr endgültiger Form veröffentlicht. In einem Nachwort zu dieser bereits berühmten Prosaübersetzung, für die Wolfgang Schadewaldt im vergangenen Jahr mit dem Übersetzerpreis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet wurde, setzt sich der Übersetzer ausführlich mit der Problematik des Übersetzens von griechischen Hexametern auseinander und erläutert, warum er für seine Übertragung auf die äußere scheinbare Gebundenheit des Verses verzichtet hat, um an deren Stelle eine „innerlich gebundene Rede" zu setzen, die der „Rede der Syntax des homerischen Satzes im deutschen Wortlaut einen *Rhythmus der Vorstellungen, Gedankenrhythmus* abgewinnt, der mit der gedankenrhythmischen Wortfolge dem deutschen Ausdruck von selbst auch wieder eine Art innerer Musikalität verleiht". (Der in Leinen gebundene Band hat 448 Seiten und kostet 28,— DM.)

Auf der Suche nach neuem Deutsch

Weder auf der Bühne noch im Rundfunk wird heute noch die deutsche Hochsprache gesprochen, deren Regeln 1898 von dem Germanisten Theodor Siebs niedergelegt und seither als verbindlich betrachtet worden sind. Eine systematische Untersuchung des gesprochenen Deutsch wird daher Hauptgegenstand der wissenschaftlichen Arbeit einer neuen Zweigstelle des in Mannheim beheimateten Instituts für deutsche Sprache sein, die in Kiel aufgebaut und dort von den Professoren Werner Winter und Hugo Steger geleitet wird.

Der Präsident des Instituts für deutsche Sprache, Professor Hugo Moser (Universität Bonn), bezeichnete diese Forschungsarbeit als besonders aktuell, nachdem vor kurzem in Halle an der Saale ein neues Aussprachewörterbuch erschienen ist, das von den Regeln Siebs erheblich abweicht. „Der Siebs" ist in der Sprachwissenschaft ein ebenso fester Begriff für das mundartfreie gesprochene Deutsch wie etwa „der Duden" für die Rechtschreibung.

Das vor zwei Jahren am Sitz der Duden-Redaktion in Mannheim gegründete Institut für deutsche Sprache hat eine Dokumentation der deutschen Gegenwartssprache nach 1945 in den Mittelpunkt seiner Arbeitsvorhaben gestellt. In verschiedenen Kommissionen und an den Nebenstellen Bonn, Innsbruck, Saarbrükken und Kiel beschäftigt sich das Institut mit der Erfassung und Erforschung des Bestands der heutigen Gegenwartssprache, daneben hat es sich kulturpolitische Aufgaben gestellt, wie beispielsweise Fragen der Sprachpflege, Beiträge zur Sprachpädagogik oder der Regulierung der Aussprache.

Wissenschaftler und Journalisten

Das Institut erfaßt nach Auskunft seiner Sprecher mehr oder weniger alle Stellen, die sich um die deutsche Sprache bemühen, es wird aus Mitteln der Thyssen-Stiftung und aus Zuschüssen insbesondere der Länder Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen sowie der Stadt Mannheim finanziert. Im wissenschaftlichen Rat des Instituts sind 60 Persönlichkeiten vertreten, von denen etwa 40 dem deutschsprachigen Raum entstammen und in der Mehrzahl Ordinarien für Germanistik an deutschen Hochschulen, aber auch bekannte deutsche Journalisten sind.

Das Institut, das an der Zweigstelle Bonn besonders die Frage der Sprache im geteilten Deutschland untersucht, steht in enger Fühlung auch mit Germanisten der DDR. Es zählt auch Wissenschaftler aus Polen und der Tschechoslowakei zu seinen Mitgliedern, eine Antwort der vor etwa einem halben Jahr um ihre Mitarbeit angegangenen Germanisten der Sowjetunion steht bisher noch aus.

Zweifel an der Identität

Saul Bellow: „Herzog", übersetzt von Walter Hasenclever, Kiepenheuer & Witsch, Köln, 420 Seiten, DM 20,—.

In kleinem Druck und auf der Rückseite des Titelblattes, wie das nun leider in Deutschland üblich ist, steht der Name des Übersetzers: Walter Hasenclever. Ich weiß nicht, wer bei Kiepenheuer & Witsch den verrückten Einfall hatte, für die Übersetzung dieses Romans nicht den Schwiegersohn der Gliedkusine einer Verlagssekretärin zu verpflichten, sondern einen Dichter wie Hasenclever, dessen Drama „Der Sohn" (vor einem halben Jahrhundert uraufgeführt) eine gleiche ekstatische Sehnsucht nach Leben und Freiheit atmete wie Saul Bellows Roman. Jedenfalls muß jede Besprechung der deutschen Ausgabe dieses Buches mit einem Dank an den Verleger beginnen — und mit einem Dank an Hasenclever, der nicht Worte und Sätze übertrug, sondern den Atem eines großen Romans.

Carl Brinitzer, „Vom Zweifel am Menschen" im Rheinischen Merkur vom 15. Oktober 1965.

Merke: Walter Hasenclever, deutscher Dichter und Dramatiker, geb. 1890, gest. 1940; Walter Hasenclever, deutscher Literaturkritiker und Übersetzer, geb. 1910.

„Der Monat"

Metamorphose

Im Jahre 1902 wurde Goethes berühmtes Nachtgedicht

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

ins Japanische übertragen. Neun Jahre später übersetzte ein Franzose in der irrigen Meinung, es handle sich um ein japanisches Originalgedicht, die Goetheverse aus dem Japanischen ins Französische. Von einem deutschen Nachdichter fernöstlicher Lyrik wurde das Goethe-Gedicht schließlich ins Deutsche zurückübersetzt und als „Japanisches Nachtlied" in einer deutschen Zeitschrift veröffentlicht. Aus den Versen war mittlerweile folgendes geworden:

„Stille ist im Pavillon aus Jade.
Krähen fliegen stumm
zu beschneiten Kirschbäumen im
Mondlicht.
Ich sitze
und weine."

Einladung zur außerordentlichen Jahresversammlung des VDÜ in Frankfurt/Main

Wie bereits in unserer Juni-Nummer 1966 (Nr. 6) angekündigt, wurde während der am 30. April 1966 in Berlin veranstalteten Jahresversammlung des VDÜ beschlossen, anläßlich der kommenden Frankfurter Buchmesse eine außerordentliche Jahresversammlung abzuhalten. Das vorgesehene Datum ist Samstag, der 24. September, vormittags 10 Uhr im Ausstellerrestaurant, Halle 3 (Walter-Kolb-Halle), 1. Stock.

Die Messe findet vom 22. bis 27. September statt, Eröffnung am 21. September um 18 Uhr.

Anträge müssen bis zum 24. August 1966 dem Vorstand, Helmut M. Braem, 7 Stuttgart-Bad Cannstatt 1, Im Geiger 53, vorliegen.

Wichtige Neuerscheinung für alle Übersetzer und Autoren

URHEBERRECHT: Kommentar zum Urheberrechtsgesetz von Dr. Friedrich Karl Fromm und Dr. Wilhelm Nordemann. Beide Autoren sind bekannte Spezialisten für Urheber- und Verlagsrecht. Dr. Fromm — Justitiar der deutschen Schriftstellerverbände, des VDÜ und ähnlicher Vereinigungen — hat eine jahrzehntelange Beratungserfahrung auf diesem Gebiet.

Ca. 400 Seiten. Leinen ca. DM 44,—.

Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 1, Postfach 747.

BABYLON TRANSLATION SERVICE suchen erstklassige wissenschaftliche und Fach-Übersetzer, die außerhalb der deutschsprachigen Länder aufgewachsen sind. Sie sollen deutsche Texte der Naturwissenschaften (Medizin, Chemie) und/oder der Technik in Fremdsprachen übertragen können. Ausnahmen sind Englisch, amerikanisches Englisch und Holländisch.

Babylon Translation Service,
15 Adamson Road,
London N W 3
England

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 50 Pf zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), Präsident Helmut M. Braem, 7 Stuttgart-Bad Cannstatt 1, Im Geiger 53. — Redaktion: Eva Bornemann, 6 Frankfurt/Main, Max-Bock-Straße 27, Telefon 52 13 15. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 64 47, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 480 660. — Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH., 84 Regensburg.